

Meinrad Braun

Gabun

Krimi Case n° 02

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:**DMAX**

EINS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Die Originalausgabe erschien 2013.

Umschlagmotive: iStock/AarStudio; iStock/craftvision; iStock/sanjeri; iStock/wpohldesign; *Ethiopian National Defense Force 1st Lt. Ayella Gissa takes aim with an AK-47 assault rifle on a simulated enemy during a practical exercise as part of Combined Joint Task Force*, Chief Mass Communication Specialist Eric A. Clement, U.S. Navy, 2007, from Wikimedia Commons: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Afrimil-ethiopiansoldier.jpg>; *This is a collection of 0.02, 0.03 and 0.04 carat solitaire diamonds weighing in total 5.36 carats*, Swamibu, 2007, from Wikimedia Commons: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Diamonds.jpg>; *The Maasai Mara National Reserve*, Svein-Magne Tunli, 2014, from Wikimedia Commons: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Maasai_Mara_National_Reserve_Kenya.jpg
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany 2017
ISBN 978-3-7408-0090-1
Krimi Case n° 02
Neuausgabe

Ich stand im Stau. Unter einem Himmel von der Farbe benutzter Watte reihten sich die Autos hintereinander. Also den Motor abschalten, warten. Geht ja immer weiter irgendwann. Ich starrte auf die schwarzen Zeichen auf dem nächsten Nummernschild: nicht entzifferbar, Geheimschrift. Lea tauchte vor mir auf, ihr Spiegelbild. Ich schaute ihr über die Schulter, sah ihr dabei zu, wie sie sich durch den Vorhang ihrer schwarzen Schneewittchenhaare musterte, als wäre sie sich gerade zum ersten Mal begegnet, und sich mit einem wolkenweißen Wattebausch das Make-up von den Wangen wischte, mit der schicksalhaften Ernsthaftigkeit, die Frauen entwickeln können, wenn sie in einen Spiegel sehen. Unsichtbarer Voyeur, verfolgte ich die Bewegung, mit der sie eine neue Watteflocke zwischen Daumen und Zeigefinger nahm, ohne den Blickkontakt mit sich selbst aufzugeben, die Watte mal rechts, mal links auf die Haut unter den Lidern drückte, an die Stelle, an der die ersten Falten auftauchen würden. Lea schminkte sich jeden Morgen. Sich zu schminken war selbstverständlich für sie, ein Zeichen für Erfolg. Die benutzte Watte ließ sie liegen. Kleine Schlechtwetterwolken auf der Konsole im Badezimmer, wenn ich sie, nachdem Lea aus dem Haus gegangen war, aufsamelte und in den Mülleimer warf, bevor ich mich rasierte. Sie hatten einen fettigen Griff und verströmten einen Hauch Parfüm, wie die Erinnerung an eine aufregende Nacht.

Jemand hupte: weiterfahren. Ich war spät dran. Pünktlichkeit war nicht meine Stärke. Erfolg wahrscheinlich auch nicht, wobei ich den Zusammenhang von Pünktlichkeit und Erfolg nicht hätte begründen können. Besser, nicht darüber nachzudenken. Ich war müde, ich hatte in dieser Nacht kaum geschlafen. Der Bereitschaft zum Grübeln erlag ich weniger, wenn ich müde war. Man kann zwar im Sommer ohne Weiteres ein paar Nächte im Auto verbringen, aber in einem Auto fühlt man sich weder drinnen noch draußen. Man muss ständig an neuen Orten parken, wenn man schlafen gehen will. Ein Auto ist auf die Dauer kein Heim.

Nachdem ich ein paar Kilometer im Stop-and-go über die Autobahn geschlichen war, nahm ich die nächste Ausfahrt, tastete mich durch einige Kreisel und fuhr anschließend durch das Industriegebiet in Britz, vorbei an verrußten Betonwänden und endlos langen Zäunen aus Aluminiumblechprofilen, deren trostloses Grau noch niemanden dazu verführt hatte, ein paar aufmunternde Graffiti darauf zu sprühen. Am Tor von Klemm fuhr ich erst einmal vorbei, weil mir die riesigen Buchstaben auf dem Gebäudedach nicht aufgefallen waren, sie waren einfach zu groß, um sie zu bemerken. Bei der zweiten Runde um den Block geriet ich hinter einen Traktor mit zwei Heuwendern auf dem Anhänger, die verrosteten Stahlzähne ineinander verhakt. Im Kampf verendete extraterrestrische Wesen von einem weit entfernten Metallplaneten. Ich folgte dem Traktor, dabei beobachtete ich die hin- und herschwankenden Eisenskelette. Unentschieden, die Sache war unentschieden ausgegangen, das Schicksal hatte beschlossen, die Wesen in irdischen Schrott zu verwandeln. Und Schrott, der konnte nur zu Klemm gehen.

Der Traktor tuckerte langsam durch die Einfahrt, gesteuert von einer Gestalt, die bloß aus einem ausgestopften Parka mit Kapuze zu bestehen schien. Im August! Wahrscheinlich ein Androide, der sich Sorgen um seine Betriebstemperatur machen musste. Die Außerirdischen befinden sich längst unter uns, aber keiner will sie haben. Bekommen keine Jobs und keine Stütze, arbeiten inzwischen umsonst. Ungeduldig mit den Fingern aufs Lenkrad trommelnd, rollte ich hinter dem Traktor über ölfleckige Betonplatten auf das Firmengelände, sah nun auch die enorm großen fünf Buchstaben auf dem Betondach, fünf Versalien in einem verblichenen Taubenblau.

Das Gelände war angefüllt mit Metallgegenständen jeder Art. Als habe jemand eine enorme Menge Schrott von oben hineingeschüttet, so viel, wie eben reinpasste. Man konnte förmlich sehen, wie die Schrottlawine in einer historischen Gründungskatastrophe hier niedergegangen war, sich ausbreitete und gegen die drei Meter hohen Betonmauern schwappte, ehe sie zur Ruhe kam. Gesandt von weisen Angehörigen einer fernen Intelligenz, die die Bewohner der Erde bestrafen wollten für den Mist, den

sie fortlaufend produzierten, um ihn anschließend wegzuwerfen. In dem so entstandenen Schrottsee dümpelten ein paar Container, beladen mit blinkenden Metallbändern, verrosteten Regalen, zerknittertem Blech. Eine Plattform ragte aus dem Metallsee, daran ein Schild: »Waage«. Die Waage war das einzige intakte Gebilde auf dem ganzen Gelände, alles andere hatte Form und Maß eingebüßt. Das hatte etwas Biblisches. Der Jüngste Tag. Da wird gewogen.

Ich blieb im Wagen sitzen, nachdem ich angehalten hatte. Vielleicht wollte ich nicht aussteigen, nachdem ich einen ersten Eindruck gewonnen hatte. Die ARGE hatte den Job bei Klemm als »Sortierer« beschrieben, Vorkenntnisse nicht erforderlich. Ich ließ das Fenster herunter. Die Geruchprobe ergab ein penetrantes Gemisch aus Schmieröl und Pinkelecke in einer Unterführung. Vielleicht war ich ja am falschen Ende des Letzten Gerichts eingebogen und befand mich bereits in der Hölle. Ich streckte Kopf und Arm aus dem Fenster und winkte mit der Hand in Richtung Waage, wo zwei Männer am Geländer lehnten. Sie blickten zum Horizont, beide in die gleiche Richtung, als befänden sie sich an der Reling eines Schiffes auf hoher See. Einer von ihnen rauchte, das Rauchwölkchen trieb langsam über seinem Kopf davon, bis es sich auflöste. Sie schauten nicht in meine Richtung. Ich winkte noch einmal, erkannte: vergeblich, dann stieg ich aus.

Der Traktor mit den verkämpften Heuwendern auf dem Anhänger stand inzwischen vor der Waage, die darauf sitzende Mumie im Parka wackelte willenlos im Takt des vor sich hin hämmernden Motors. Einer der beiden Männer auf der Plattform betrat einen verglasten Verschlag, derjenige, der rauchte, blieb am Geländer stehen, ohne seine Haltung zu ändern. Er trug ein Unterhemd und fleckige Jeans, sein Bauch wölbte sich weich über den Gürtel heraus.

»Was wollen Sie?«, sagte eine heisere Stimme hinter meinem Rücken.

Ich drehte mich um, ertappt. Überlegte, was ich wollte. Man hätte dazu einiges sagen können, die Frage hing in der Luft, verführerisch: Was ich wolle. Am Ort des Jüngsten Gerichts. Womöglich ein überlasteter Engel. Vielleicht wird im Himmel

ja auch das Personal verschlankt. Der Frager trug einen Blaumann und ein unförmig großes Walkie-Talkie aus dem vorigen Jahrhundert, seine Augen irrlichterten. Bei seinem Anblick wurde einem sofort klar, welche Zumutung es war, dass jemand da war und möglicherweise etwas wollte. Prompt verursachte die Frage in meinem Gehirn die übliche Unordnung bei grundsätzlichen Fragen. Ich kann das nur mit Mühe unterdrücken. Dann ist es gut, wenn ich gleich etwas zu sagen weiß, wie in diesem Fall.

Ich sagte: »Das Büro? Wo ist das?«

Der genervt wirkende Mann runzelte die Stirn, vielleicht weil ich mit dieser einfachen Antwort keinen weiteren Anlass gab, eine Zumutung zu sein, und wies mit dem Walkie-Talkie nach links auf zwei weiter entfernt liegende Schrotthaufen, dann wandte er sich wortlos wieder ab, als hätte ich ihn persönlich enttäuscht. Ich machte mich auf den Weg. Vorher warf ich noch einen kurzen Blick auf meinen blassroten Subaru. Ich hielt es nicht für wahrscheinlich, dass man den Wagen versehentlich in einen der Container einsortieren würde, obwohl er schon ziemlich angerostet war und der rechte Kotflügel eine hässliche Beule hatte. Schließlich waren die Nummernschilder noch dran.

Der mir angewiesene Weg führte an der Waage vorbei, auf der jetzt der Traktor mitsamt Anhänger gewogen wurde. Beim Vorbeigehen sah ich, dass die verummte Gestalt auf dem Traktor sich zusätzlich mit einer Sonnenbrille und einem fransigen Vollbart getarnt hatte. Ich stellte mir das Wesen dahinter aus verlöteten Metallteilen bestehend vor, zwei große Muttern anstelle der Augen, schlecht geölte Beinscharniere. Ungefähr so wie den »Tin-Man« im »Zauberer von Oz«. Auf der Plattform der Waage stand noch immer der Mann im fleckigen Unterhemd und rauchte. Er hatte ein gebräuntes, fleischiges Gesicht und ein blondes Schnurrbärtchen, seine Hand lag auf dem Geländer, die Zigarette im Proletengriff, zwischen Daumen und Mittelfinger geklemmt, Zeigefinger auf dem Mundstück. Die andere Hand hatte er gegen die linke Hüfte gestemmt, Handfläche nach außen gedreht. Der Mann sah über mich hinweg in die Ferne, er hatte seine Haltung noch nicht geändert, seitdem ich ihn zum ersten Mal wahrgenommen hatte. Der Chef? Unwahrscheinlich. So

zieht man sich nicht an, wenn einem etwas gehört, auch dann nicht, wenn es ein Schrottplatz ist.

Ich wich Lachen am Boden aus, auf denen das Licht der Sonne, die eben durch die Wolken kam, in Regenbogenfarben spielte, und versuchte, nicht auf einen der scharfkantigen Metalltrümmer zu treten, die überall herumlagen wie nach einem Bombentreffer. Hinter dem nächsten Schrotthaufen tauchte ein intaktes Gebäude auf. An der Tür hing ein Schild, darauf stand in taubenblauen Buchstaben »Klemm«, darunter »Büro. Anmeldung hier«.

Ich musste mich mit der Anmeldung beeilen, ich war mindestens eine Stunde über die vereinbarte Zeit. Dennoch blieb ich an der Tür zum Büro stehen und drehte mich noch einmal um, schaute zurück zu dem Mann auf der Plattform. Ich dachte überhaupt nichts dabei, höchstens dass ich nicht die geringste Lust verspürte, in dieses Büro hineinzugehen, dass ich es immer gehasst habe, Büros zu betreten, und dass mich gewisse Umstände trotzdem immer wieder zwingen, eben das zu tun, nämlich Büros aufzusuchen, mich dort anzumelden, meinen Namen zu sagen und mein Anliegen. Dass ich mich immer schon gefragt habe, was eigentlich mein Anliegen wäre und ob ich überhaupt so etwas haben könnte wie ein Anliegen. Währenddessen schaute ich zu dem Mann hinüber, der auf der Plattform am Geländer lehnte und rauchte, die Hand in die Hüfte gestemmt. Als ich nach der Türklinke griff, zwinkerte er mir zu. Er tat es, kurz bevor ich mich abwandte, gedanklich von meinem eigenen nicht auffindbaren Anliegen zum Allgemeinen wechselnd und den Mann dabei einbeziehend, weil er eben da war und ich ihn gerade anschaute. Er sah aus, als habe er überhaupt kein Anliegen. Zwinkerte aber. Komisch, dachte ich, als ich das Büro betrat, um mich anzumelden und mein Anliegen vorzutragen, und vergaß den Mann erst einmal wieder. Es war Wessing.

Ich wurde als Sortierer ordnungsgemäß bei der Firma Klemm eingestellt. Im Grunde war das nicht mein Anliegen gewesen. Mein Anliegen war es, den Sprit für meinen Subaru und die Karte für das Handy wieder bezahlen zu können. Das stimmte natürlich so auch nicht. Es gab in meinem Leben einiges, woraus man ein

Anliegen hätte machen können, aber diese anderen, schwieriger zu lösenden Probleme verdienten Aufschub. Probleme aufzuschieben fiel mir nicht schwer, Lea hätte das sofort bestätigt. Sie tauchte ohnehin ständig vor meinem inneren Auge auf, aber ich entschied mich dafür, sie nicht anzusprechen, ich ließ es aus gutem Grund bei einem Standbild bewenden, dieses Standbild zeigte sie mir am Frühstückstisch. Sie öffnete gerade ein Ei. Mit ihren kleinen, sorgfältig manikürten Kinderhänden.

Bei Klemm war es jedenfalls nicht schwierig, zu tun, was man mir auftrag. Ich sollte Metall sortieren. Eisen, Zink, Aluminium und Kupfer waren die Metalle, die vorkamen. Ein Kran machte die grobe Arbeit, wuchtete ausgediente Maschinen und sperriges Gerät in die Höhe, zog es hierhin und dorthin und ließ es, wenn der rechte Ort dafür gefunden war, ein paarmal in zerstörerischer Absicht auf die Erde hinunterkrachen. Anschließend packte der Kran noch einmal zu und lud die Bruchstücke in die Container.

Den Kran bediente der genervte Mann, der mich eingewiesen hatte, er hieß Herms. Herms, bei Klemm hatte er nur einen Nachnamen, wirkte wie jemand, der einmal verschüttet gewesen ist und dauernd aufpassen muss, dass er nicht wieder unter irgendetwas begraben wird. Ein abgestürzter Engel. Seine typische Handbewegung war Abwinken. Er sprach nicht gern, seine eigenen gesprochenen Worte schienen ihn zu irritieren, deshalb ließ er es meistens bei einem einzigen bewenden. »Morgen!« oder »Tschüss!«, anschließend verscheuchte er das Wort mit einem Kopfschütteln wie eine Wespe.

Meine Aufgabe also bestand darin, die Feinarbeit zu machen, nachdem Herms die grobe erledigt hatte. Es dauerte nicht lange, bis ich herausfand, dass das auch die Drecksarbeit war. Um an das Kupfer heranzukommen, mussten die Metallgehäuse der Generatoren und Elektromotoren zerlegt werden. Dafür standen mir ein Ratschenkasten, eine Brechstange und eine Trennscheibe zur Verfügung. Dann sollte ich das zutage geförderte Buntmetall und die abgetrennten Teile in die passenden Container werfen. Die Container wurden, wenn sie voll waren, von Lastern abgeholt, die sie in die Schmelze fuhren.

Eine vom Grunde her sinnvolle und deshalb auch gute Ar-

beit, dachte ich, während ich die fünf Kilo schwere Trennscheibe zusammen mit der nicht wesentlich leichteren Kabeltrommel über das weitläufige Areal schleppte. Ich hinterließ dabei eine Schleifspur wie ein Karren mit zwei blockierten Rädern und ein Kabel, das sich hinter mir über den Boden schlängelte. Eine durchaus sinnvolle Tätigkeit, so dachte ich immer noch, wenn ich das röhrende Gerät, das in meinen Händen bockte, in eiserne Gerippe und Streben hineindrückte, dem aufspritzenden Funkenregen mit zugekniffenen Augen auswich und hoffte, dass ich mir die Knochen nicht durchschnitt. Mein drittes Werkzeug, die Brechstange, ich schätzte sie auf zehn Kilo, deponierte ich schon am ersten Tag hinter der Wand zum Klo, nachdem ich gemerkt hatte, dass ich die Schultergürtelmuskulatur eines Gorillas, die zu ihrem Einsatz notwendig gewesen wäre, nicht hatte und mit Anfang dreißig auch nicht mehr entwickeln würde. Wenn dich einer fragt, was du gerade für einen Job hast, dachte ich zur Ermutigung an den ersten beiden Tagen, sagst du einfach, du bist in der Recyclingbranche tätig, das klingt präsentabel. Als Disponent für Buntmetalle vielleicht. Sortierer klang zu aussichtslos, nach schmutzigen Fingernägeln, nach nicht erlangtem Hauptschulabschluss.

Es fragte mich aber niemand. Mein Bekanntenkreis, der zu neunzig Prozent Leas Bekanntenkreis gewesen war, hatte sich in letzter Zeit stark verkleinert. Eine Folge davon war, dass ich am Feierabend Zeit hatte. Nach einem Tag bei Klemm war ich abends ohnehin so geschafft, dass ich schon mal nach Dienstschluss einfach auf einem passenden Stück Schrott sitzen blieb, um anschließend im Licht der untergehenden Augustsonne ein Bier zu trinken. Bier holte man sich im Büro bei Alina zum Freundschaftspreis von eins fünfzig. So kamen wir uns näher, Wessing und ich.

Wessing hatte seinen Stammplatz auf der Waage. Dort verbrachte er den Tag. Er vermied es grundsätzlich, in den Schrott hinunterzusteigen, außer für einen Klogang. Auf der Waage oben schaffte er mit Eminem zusammen, der die Mechanik bediente und die Lieferscheine ausstellte, nach denen die Fahrer bezahlt wurden,

die den Schrott brachten. Das System war einfach. Man wog die Fuhre samt Fahrer vor und nach dem Abladen, die Gewichts-differenz und die geschätzten Anteile der Metallsorten wurden in den Lieferschein eingetragen, daraus ergab sich der Preis für den angelieferten Schrott. Das Schätzen der Anteile von Eisen, Aluminium oder Kupfer, die in dem gewogenen Schrott steckten, war Wessings Job. Er hielt Gericht über Wert und Mengen, und er tat das mit einer gelassenen Souveränität, die ich später noch oft an ihm bemerken sollte. Vorhin etwa, als ich meine Trennscheibe wieder einmal an der Waage vorbeigeschleift hatte, hörte ich ihn von der Plattform herunter mit einem Fahrer sprechen.

»Höchstens fünf Prozent Kupfer dabei«, sagte er, an die Reling vor der Glaskabine gelehnt, und in seiner Stimme klang neben Sachkenntnis Bedauern an. Er reckte den Hals etwas, ohne den Oberkörper zu bemühen, und taxierte abfällig die beiden verdreckten Generatoren auf der Ladefläche des Kleinlasters, schnaubte eine kleine Wolke Zigarettenrauch aus der Nase darüber hinweg. Der Fahrer guckte aus dem heruntergelassenen Fenster zu ihm hinauf.

»Wahrscheinlich bloß drei Prozent«, fuhr Wessing fort. »Die Wicklungen an diesen Maschinen haben seit den Achtzigern nur noch halbe Dicke, aber ich will mal nicht so sein, wir sagen fünf, okay?«

Der Fahrer nickte. Gewogen und für ziemlich leicht befunden. Fünf Prozent Kupfer bei fast einer Tonne Schrott. Wessing besiegelte sein Urteil durch Schweigen. Er stand noch immer an der Reling, als ich mich hundert Meter weiter zum Ausruhen hinsetzte und noch einmal zurückschaute, ehe ich die Trennscheibe in die Kabeltrommel einstöpselte.

Wessings Bewegungen, das war mir früh aufgefallen, hatten etwas Sparsames, als verbrauche er nicht mehr Energie als unbedingt nötig. Vielleicht, und das schien mir noch wahrscheinlicher, nahm er das Ganze auch nicht ernst genug, um sich anzustrengen. Das gab ihm eine hier bei Klemm eigentlich unangebrachte Nonchalance – auch die Art, wie er beim Rauchen die Hand in die Hüfte stützte, mit nach außen gekehrter Handfläche. Seine Arbeit zwang ihn nie dazu, seine Haltung zu ändern oder irgendetwas

anzufassen. Seinen Posten am Geländer brauchte er den ganzen Tag nicht aufzugeben.

Ich wunderte mich deshalb darüber, dass Wessing sich am dritten Abend zu mir setzte. Neugier, dachte ich. Was sich als zutreffend herausstellte. Ich passte nicht hierher, das war nicht zu übersehen, obwohl ich versuchte, alles richtig zu machen, unnötig zu sagen, dass mir das nicht gelang.

Bei diesem ersten gemeinsamen Feierabendbier riet mir Wessing, das Sortieren nicht zu übertreiben, ich solle keine Wissenschaft daraus machen. Das Metall werde vor dem Einschmelzen ohnehin noch einmal auseinandergelaut. Der Ankauf sei so billig, dass der Gewinn für Klemm mindestens zwanzig Prozent betrage. Mit Rohstoffen liege man immer richtig. Langfristig jedenfalls, die Schwellenländer hätten einen Riesenbedarf. Und erst die Chinesen. Ob ich wüsste, dass die Chinesen inzwischen so scharf auf Eisen seien, dass in Teilen Berlins die Kanaldeckel angeschraubt würden, damit sie keiner klaute. Das müsse man sich mal vorstellen: die Kanaldeckel festgeschraubt! Danach schwiegen wir, tranken unser Bier aus und verabschiedeten uns voneinander.

Am nächsten Tag um die Mittagszeit – Wessing hatte für einen Klogang seinen Aussichtspunkt verlassen – blieb er auf dem Rückweg bei mir stehen, als ich gerade mit schmerzenden Armen darum bemüht war, mit meiner Trennscheibe einer Gerüststrebe den Garaus zu machen. Wessing bückte sich und hob die Ohrschützer auf, die ich auf den Boden neben die Kabeltrommel geschmissen hatte. Reichte sie mir, während meine Trennscheibe aufkreischte wie eine Vollbremsung nach der anderen.

»Pass auf deine Finger auf und zieh die Mickymäuse da an.« Wessing musterte mich prüfend. Nahm mir anschließend die Trennscheibe aus der Hand und schnitt den Rest des Stahlgerüsts glatt durch wie ein Brot.

»Du musst die Maschine selber ziehen lassen. Nicht draufdrücken.«

Er zwinkerte mir zu und ging. Beeindruckt zog ich die Ohrschützer an und schob mir die klobige Schutzbrille, die ich in die Tasche gesteckt hatte, über das Gesicht.

Ich schätzte ihn auf ungefähr fünfzig. Gustav Wessing. Er sah aus wie jemand, von dem man sagen konnte: Er hat etwas hinter sich. Nicht Unglück oder Leid. Herausforderungen eher: Natur, Meer oder Wüste. Heute würde ich mehr über ihn erzählen können, aber schon beim ersten Eindruck wirkte Wessing so, dass ich dachte: auf See gewesen. Sein schmales Gesicht, das doch aus groben Knochen gebaut war, wurde von tief eingeschnittenen Falten unterteilt. Dazu ein altmodisches, ausrasiertes Schnurrbartchen, so kurz wie seine blonden Stoppelhaare. Das Bartchen hätte an den meisten Männern lächerlich gewirkt, Wessing gab es das gewisse Etwas. Er war muskulös, hatte den aufgesetzten Bauch des Biertrinkers, den er ungeniert über den Gürtel seiner Jeans quellen ließ. Und er redete mit allen und mit jedem, mit mir eben auch, dachte ich.

Mit den anderen Angestellten, mit Eminem auf der Waage und mit Herms, sprach ich während der ganzen Zeit bei Klemm vielleicht fünf Sätze. Dann gab es noch Alina, die am PC im Büro saß, meistens im Internet auf Facebook war oder bei »Wer kennt Wen« flirtete und uns nach Feierabend das Bier ausgab, bevor sie ihr Büro abschloss. Den Chef bekam man kaum zu Gesicht, die Schrottleute kamen ohne seine Gegenwart zu Rande. Einmal pro Woche fuhr er in seinem schwarzen Audi über das Gelände, hielt beim Büro, befruchtete Alinas PC mit seinem USB-Stick und stellte sich anschließend für zehn Minuten zu Wessing auf die Plattform. Eine ferne Gestalt, die Hände in den Hosentaschen, mit Glatze, Anzug und Punktkrawatte. Dann fuhr er wieder davon.

»Die Augen des Herrn machen die Kühe fett«, kommentierte Wessing beim abendlichen Bier dieses Ritual.

Er erzählte mir Schrottggeschichten, wenn wir nebeneinandersaßen und der Sonne zusahen, wie sie das rötliche Abendlicht auf den irren Formen verbogener Aluminiumprofile spielen ließ, aus dem Rost antike Brauntöne herausholte, auf den Kupferrohren gediegen glänzte, sich in den Öllachen in bunten Chaosformationen spiegelte. Einmal habe man, berichtete Wessing, einen Kühlschrank am Bagger gehabt, altes amerikanisches Modell, schwer

wie Blei, und als die Tür aufschwang, seien zwei menschliche Arme herausgefallen. Schon ziemlich verfault, der Kühlschrank habe ja bereits Wochen hier gestanden. Aber ohne Weiteres kenntlich: zwei Frauenarme, weiße Haut. Man habe dabei gestanden, gestaunt. Ringe an den Fingern, nichts Echtes allerdings und auch kein Ehering. Es habe ein enormes Bohei gegeben, die Polizei wäre mit Hunden da gewesen, die den ganzen Schrott abgeschnüffelt hätten, ohne dass noch weitere Körperteile zum Vorschein gekommen seien. Seines Wissens habe sich auch nichts weiter ergeben, auch nicht über den Kontakt zu der Firma, die den Kühlschrank angeliefert habe. Einer der Händler eben, die ihr Lager jedes Jahr ausmisten und hierherbrächten.

»Egal was es mal gewesen ist. Wenn das Zeug bei uns durch die Waage gegangen ist, ist es nur noch Schrott«, stellte Wessing fest, »und nach der Schmelze ist es wieder Reinmetall. Nagelneues Eisen, Kupfer oder Alu.«

Das sagte er mit merklicher Zufriedenheit und unter mehrmaligem Nicken, als habe diese Transformation etwas ihn persönlich Erfüllendes, und meine biblischen Phantasien über Schrottplätze wanderten ins Buddhistische. Wiedergeburt, dachte ich. Aus Nichts wird wieder Etwas. Schön eigentlich, besser als umgekehrt jedenfalls. Seit diesem Vorfall allerdings, fügte Wessing an, öffne man die Türen von Kühlschränken und Gefriertruhen, wenn sie angeliefert würden.

»Auch wegen der Ratten hier. Kann ja mal ein Hund drinliegen«, meinte Wessing. Er führte eine unterstreichende Kreisbewegung aus, dabei hielt er die Bierflasche vorsichtig senkrecht, um nichts zu verschütten. »Die Leute übernehmen sich oft mit Haustieren«, urteilte er abschließend. Dann wechselte er das Thema.

»Was hast du eigentlich vorher gemacht, Bernd?«

Schließlich sei das hier, Wessing umfasste mit einer erneuten Bewegung seiner Flasche den vor uns ausgebreiteten Schrott, ja wohl nicht mein Metier. »Nicht dein Metier«, so drückte er sich aus, er leistete sich ab und zu gehobene Begriffe.

Ich hätte Biologie studiert, gab ich Auskunft, und während meiner Doktorarbeit sei mir das Geld ausgegangen. Neben-

bei hätte ich in einem Hotel in Charlottenburg gearbeitet, am Empfang und als Nachtportier. Was ich ihm nicht erzählte, war, dass ich den Job von Lea bekommen hatte. Von Lea, schwarz wie Ebenholz, weiß wie Schnee. Hotelfachfrau, Assistentin der Geschäftsführung, zielbewusst, entschlosskräftig. Lea, die mir vor zwei Wochen kurz hintereinander zuerst die Jobfrage und dann die Familienfrage gestellt und mir nach dem Ausbleiben einer zielorientierten Antwort auf beide Fragen die Beziehung, die Wohnung und den Job aufgekündigt hatte. Das erzählte ich Wessing nicht. Was ich ihm erzählte, war, dass ich vor Kurzem die Lust an den Wissenschaften verloren und mich dazu entschlossen hätte, mal ein paar Monate zu pausieren. Aber ich erzählte ihm nichts von meinen Nächten im Auto und auch nichts davon, dass ich mich für unfähig hielt, mein Leben zu planen, weil das bis vor zwei Wochen immer jemand anderer für mich getan hatte, und dass es, nachdem meine SMS-Korrespondenz einseitig geblieben war, so aussah, als müsste ich es nun endgültig selber tun. Davon nichts. Vermutlich, dachte ich später, hat Wessing das alles gespürt. Er spürte Schwächen bei anderen mit dem Instinkt des Jägers für geschwächtes Wild.

Worüber ich meine Doktorarbeit denn gemacht hätte, wollte Wessing wissen, während wir zwischen Schrotthaufen auf der sonnenwarmen Mauer vor dem Büro saßen, das Alina längst abgeschlossen hatte, und den Grillen zuhörten, wie sie in der Wärme des Sommerabends aus allen Winkeln heraus zirpten, als müssten sie etwas Hartes in Scheiben schneiden.

»Über Insekten«, sagte ich. »Genauer gesagt über staatenbildende Insekten, über Ameisen.«

Wessing zog die Luft in der Nase hoch, mit einem Geräusch, das mich dazu brachte, zu ihm hinüberzusehen. Er grinste und erwiderte meinen Blick, dann zwinkerte er mir zu. Das war, bemerkte ich, das dritte Mal, dass er mir zuzwinkerte. Bald darauf hörte ich auf, Wessings Zwinkern zu zählen. Es kam öfter, und die Bedeutung dieses Zwinkerns wandelte sich zusehends, das sollte sich aber erst später zeigen. Die Grillen ließen weiter ihre Flügel vibrieren, stimmten ihre Claims im Schrott untereinander ab. Der hochgradig mit Gift und Schwermetallen verseuchte Boden,

in den sie ihre Löcher gruben, schien ihnen nichts anzuhaben. Insekten werden uns alle überleben. Sie verdauen jede Art Gift, auch den atomaren GAU werden sie noch überstehen und den Klimawandel sowieso. Die passenden Bewohner für einen gefährdeten Planeten. Ich sah, während die Grillen zirpten, noch immer Wessing an, der nach dem Zwinkern bedeutsam seine Augenbrauen angehoben hatte. Die Querfalten in seinem Gesicht hatten sich im Erstaunen ebenfalls nach oben begeben.

»Ist irgendwas komisch daran?«, wollte ich wissen.

Wessing schüttelte den Kopf.

»Nein. Ameisen, das ist prima«, sagte er.

»Verstehe ich nicht.«

»Ich wollte dich sowieso fragen, ob du hier alt werden möchtest.«

Wessing nickte ein paarmal vor sich hin. Ich fühlte mich ausgeschlossen von solcher Art Bestätigung, mit der er, auch das wusste ich damals noch nicht, bereits über mich verfügte.

»Ich verstehe dich immer noch nicht.«

»Na ja. Du verdienst zehn Euro die Stunde bei Klemm. Schläfst im Auto. Hängst abends hier rum.«

Wessing umrahmte mit der Flasche in seiner Hand den in der Sonne glitzernden Schrott und brachte die Bewegung zum Abschluss, indem er die Flasche an die Lippen setzte und mich dabei zusehen ließ, wie er trank. Luft gluckerte in die Flasche hinein, das flache Licht schien durch die grüne Radeberger-Flasche, auf dem absinkenden Schaumspiegel reihten sich Blasen nebeneinander. Wessing setzte ab, wischte sich mit dem flachen Daumen über das Bärtchen und beendete die Kunstpause, indem er wieder Blickkontakt aufnahm. Freundlich, väterlich fast, so schien es mir damals.

»Ich vermute, du könntest was Besseres gebrauchen, oder?«

»Wovon redest du eigentlich?«

»Ein Jahr für pauschal fünfzigtausend plus Spesen, freie Kost und Logis, das Geld kommt ohne Umwege direkt auf die Hand. Kaum ein Risiko dabei. Was hältst du davon?«

Sagte Wessing, auf der Mauer hockend. Im fleckigen Unterhemd, sein Bauch quoll über den Jeansgürtel, Quer- und Längs-

falten gliederten sein Gesicht überzeugend abenteuerlich, die Bierflasche ruhte auf seinem rechten Knie. Er machte einen Witz. Oder doch nicht. Da war etwas in seinen blauen Augen.

»Das meinst du nicht ernst.«

»Ich meine das ernst. Du bist doch ungebunden, oder?« Wessing nickte bedeutungsvoll zu meinem roten Subaru hinüber, der hinter dem Büro parkte. »Sonst würdest du nicht im Auto pennen.«

»Woher willst du denn das wissen?«

»Ich hab schließlich Augen im Kopf. Dein Schlafsack liegt aufgerollt dort drin, der Beifahrersitz ist runtergeklappt, und du putzt dir die Zähne da hinten im Klo.«

Ich schwieg. Es gab nichts hinzuzufügen.

»Also, was ist? Was meinst du zu meinem Angebot?«

»Was ist das? Und wo?«

»Tourismus. In Afrika.« Wessing trank, ließ mich dabei nicht aus den Augen, setzte die Flasche wieder ab und präziserte. »Aber gehobener Tourismus. In einem Team, das einen Wildpark aufbaut. Mit Robert Fox. Kennst du Robert Fox? Der die Filme über Gorillas gemacht hat? War bei Greenpeace, arbeitet inzwischen für GEO.«

»Was für ein Team? Und was soll ich dabei tun?«

»Das Projekt ist noch im Aufbau. Es funktioniert so, pass auf: Man pachtet von der Regierung hunderttausend Hektar Wildnis, natürlich braucht man Beziehungen, das kann nicht jeder, und das soll ja auch nicht sein. Also hunderttausend Hektar Urwald, Flüsse, Savanne. Dort wird nicht gejagt, keine Abholzerei, keine Brandrodung. Da rein baut man ein Luxuscamp. Nur eine kleine Gruppe Besucher wird zugelassen, sagen wir zehn Personen. Das sind zehntausend Hektar für jeden Gast, rein rechnerisch, meine ich. Die Gäste bekommen im Camp Drei-Sterne-Küche, Wellness, Internet. High-End-Luxus, aber alles ökologisch sauber. Dazu volles Wildnisprogramm direkt von der Terrasse aus. Elefanten, Zebras, Giraffen und so weiter. Vor allem – und das ist der entscheidende Punkt – sind sie unter sich. Und dafür bezahlen sie ordentlich.«

Wessing sah mich prüfend von der Seite an, mit noch immer

sehr blauen Augen. Nickte einige Male, die Lippen genießerisch geschürzt, als schmecke er nach, was er gesagt hatte, fuhr fort.

»Wildnis ist teuer. Vor allem wenn sie so aussehen soll, wie Afrika mal ausgesehen hat. Ich war lange genug in Afrika, Bernd. Die Natur dort geht kaputt, wenn man sie den Afrikanern überlässt. Es gibt ja bloß noch ein paar hundert Gorillas, dasselbe gilt im Grunde für die Schimpansen oder für die Leoparden. Wenn nicht schnell was passiert, sind in zehn Jahren keine mehr da. Und es gibt Leute, die jeden Preis dafür bezahlen, wenn sie vorher noch was davon zu sehen kriegen.«

»Du warst in Afrika?«

»Zwanzig Jahre. Unter anderem habe ich Leute auf Safari begleitet. In Namibia.«

»Und jetzt bist du hier?«

»Wie du siehst. Auf Urlaub in der Heimat, wenn du so willst.«

Wessings Gesichtsfalten bildeten ein abweisendes Muster. Ich hätte vielleicht in diesem Moment nachfragen sollen – nach Wessings abgerissener Glückssträhne oder danach, was »unter anderem« bedeutete. Aber wer weiß, was er mir erzählt hätte.

»Wieso fragst du gerade mich?«, sagte ich stattdessen.

»Hat sich doch bereits herausgestellt. Du bist jung, bist Biologe, hast einen halben Dokortitel, in Afrika ist das ein ganzer. Fox braucht Leute, die was im Kopf haben. Wer Tourismus auf dem Niveau betreiben will, muss was von der Natur verstehen. Du bist ein netter Typ, kannst vermutlich einigermaßen Englisch, verträgst sicher ein bisschen Hitze und weißt viel über Tiere. Über Insekten, okay. In Afrika gibt es mehr Insekten, als einem lieb ist. Dort gibt es Schmetterlinge, die sind so groß wie Spatzen. Ameisen natürlich auch, jede Menge.«

»Wo ist das: dort?«

Wessings Blick glitt rasch über mein Gesicht, als wollte er herausfinden, wie viel ich getrunken haben könnte.

»In Gabun.«

»Wo liegt Gabun?«

»An der Westküste. Zwischen Kamerun und Kongo.«

»Na großartig. Wieso nicht gleich im Kongo?«

»Mal langsam«, sagte Wessing. »Keine Sorge, Gabun ist ein sehr

ruhiges Land. Das Projekt ist mit der Regierung abgestimmt, auf höchster Ebene. Platintourismus und Ökopark, eine bessere Reklame gibt's gar nicht für die, die legen uns einen roten Teppich in den Urwald.«

»Wie soll sich das denn finanzieren? Zehn Gäste bringen doch unmöglich die Kosten für so ein Projekt auf.«

»Der Tagessatz ist zweitausend Dollar pro Gast. Alles inklusive, mit Transfer vom Flughafen, dem Aufenthalt in der Lodge und den Safaris, das sind immerhin mal zwanzigtausend Dollar jeden Tag, theoretisch wenigstens. Aber das Entscheidende ist nicht die Kohle der Gäste. Das sind die Carbonbonds.«

»Was ist das?«

»Also, wenn du ein Chemiewerk hast oder eine andere Dreckschleuder betreibst, die zu viel Kohlendioxid in die Luft pumpt, kannst du Carbonbonds kaufen, um das auszugleichen. Die Bonds werden an der Börse international gehandelt. Gabun hat noch zwei Drittel Regenwald. Der wird von uns im Projekt geschützt, mit Unterstützung der Regierung. Und die verkaufen dafür weltweit Carbonbonds. Wenn die Sache erst mal richtig läuft, sind die Gästehonorare bloß die Sahnehaube. Die Butter auf dem Brot. Wir tun was für den Planeten und werden anständig dafür bezahlt. Wie es sein soll.«

Wessing trank sein Bier aus, stand auf und stellte die Flasche auf die Mauer. Im Aufstehen drehte er sich noch einmal um und zwinkerte mir zu.

Nach diesem Gespräch musste ich nachdenken. Ich verbrachte eine weitere Nacht im Auto auf einem der bewährten Parkplätze, schrieb Lea mit dem Rest meines Handyguthabens zwischen sieben und vierundzwanzig Uhr ein Dutzend SMS, in denen ich meine Unentschlossenheit ausführlich bereute. Natürlich wollte ich eine Familie, behauptete ich, und meine Karriere wäre mir alles andere als gleichgültig. Ich teilte ihr mit, ich wolle sie nur noch ein Mal sehen, bevor ich wegen eines gut bezahlten neuen Jobs für ein paar Wochen – ich untertrieb vorsichtshalber – nach Afrika ginge. Nur noch ein Mal.

Ich bekam keine Antwort. Nach dem Erwachen auf dem Lie-

gesitz des Subaru fand ich auf meinem Handy bloß die Nachricht, dass ich das Guthaben aufladen müsse, sonst ginge nichts mehr. Eine Stunde später, bei Klemm, stand ich vor der Waage und schaute zu Wessing hinauf. Sagte, ich würde mitmachen. Wessing nickte zufrieden zu mir herunter.

»Wir sprechen uns heute Abend«, kündigte er an.

An diesem Tag tat ich nicht viel für mein Geld. Um meine Nervosität abzubauen, plauderte ich, versteckt hinter einem hohen Schrotthaufen, mit der netten Dame von der Katzenhilfe, die jeden Tag aufs Gelände kam, um nach der Schrottkatze zu sehen. Die Katze, ein fettes, gewöhnlich aggressiv um sich starrendes Vieh, das so tat, als gehöre der Schrottplatz ihm, war nirgends zu sehen. Woher denn die gemütliche Katzenhütte käme, die sie neulich hier aufgestellt habe, wollte ich von der Dame wissen. Ich erfuhr, dass die Arbeitslosenselbsthilfe in Marzahn im Auftrag der organisierten Katzenhilfe, ein gemeinnütziger Verein übrigens, diese Hütten baue und die Katzenfreunde sie überall in der Stadt aufstellten, wo verwilderte Katzen lebten. Vor allem im Winter wäre das wichtig, damit die Tiere es nicht kalt hätten. Sie selbst, eröffnete sie mir, lebe seit Jahren allein, das Älterwerden sei doch sehr beschwerlich, aber das könne ich – dazu bekam ich einen freundlichen Blick – ja noch gar nicht wissen. Die alte Dame hob ihre Handtasche und fing an, darin zu kramen, vermutlich wollte sie mir ein Trinkgeld geben fürs Zuhören oder dafür, dass ich die Katze gut behandelte, sie fand aber nichts und nahm die Hand wieder aus der Tasche.

Die Gesellschaft, fuhr sie fort, sei so gleichgültig geworden, besonders nach der Wende, es zähle ja nur noch das Geld, und die armen Tiere – die könnten doch wirklich nichts dafür. Das reichte mir. Ich hob meine Trennscheibe hoch zum Zeichen, dass ich das Gespräch beenden müsse. Die alte Dame verabschiedete sich mit den Worten, ich hätte es gut, ich dürfe noch arbeiten.

Ich verdrückte mich hinter einen der nächsten Schrotthaufen, setzte mich auf einen Eisenträger, weit weg von irgendwelchen Kühlschränken mit oder ohne Inhalt, aß meine drei Schokoriegel auf und wartete auf den Feierabend. Über Wessings Vorschlag hatte ich bisher kaum nachgedacht. Ich hatte eigentlich vorge-

habt, mein Studium wieder aufzunehmen, meinem Doktorvater zu erzählen, dass ich eine kreative Pause eingeschoben hätte, und meine Eltern anzupumpen oder an der Uni einen Aushilfsjob zu ergattern. Gabun, sagte jemand in mir. Afrika. Ein Wildpark. Die unbekannte Stimme machte eine Pause und ließ sich danach noch einmal hören: Fünzigtausend, sagte die Stimme. Dollar oder Euro?, fragte da noch eine Stimme, ich glaube, eine weibliche, sie klang nach Lea. Ich war nachdenklich.

Nach einer Weile erschien hinter einem umgekippten Küchenherd eine Ratte, richtete sich auf den Hinterbeinen auf und musterte mich gründlich. Sie bestätigte die allgemeine Auffassung, dass Ratten klug seien, indem sie mich als harmlos einstufte, dann lief sie ein paar Meter entfernt an mir vorbei, ohne sich weiter um mich zu kümmern. Ich wusste, dass Gift auslag, damit die Ratten in Schach gehalten wurden, hatte aber noch nie eine tote Ratte herumliegen sehen. Wahrscheinlich fraßen die Ratten das Gift nicht. Und – warum sollte es auf einem Schrottplatz eigentlich keine Ratten geben? Wo, wenn nicht hier?

Beim abendlichen Bier riet mir Wessing, umgehend bei Klemm zu kündigen. Er werde in Gabun anfragen, ob man schon am Samstag fliegen könne. Das war in drei Tagen.

»Hast du denn auch gekündigt?«

Nicht notwendig, meinte Wessing leichthin, seine Beschäftigung bei Klemm basiere auf Vertrauen. Seine Mimik verschloss, was unter »Vertrauen« zu verstehen wäre, unter einem Bermudadreieck aus Quer- und Längsfalten, und ich verzichtete auf eine Nachfrage. Später fragte ich mich, was Lea getan hätte, wenn sie in meiner Lage gewesen wäre. Jedenfalls hätte sie »Vertrauen« nicht gelten lassen, das hatte ich am eigenen Leib erfahren müssen.

Wir saßen wie immer auf der Mauer vor dem Büro. Wessing beugte sich zu mir herüber, bedachte mich mit einem Blick und zupfte dazu am Ärmel meines verschwitzten T-Shirts.

»Hast du einen Satz ordentliche Klamotten, Bernd? Nur für den ersten Tag. Wenn wir aus dem Flieger kommen, sollten wir respektabel aussehen, also wie Leute, die geschäftlich ins Land kommen. Versteh mich nicht falsch«, er ließ meinen Ärmel wie-

der los, »es wird keine Probleme mit der Einreise geben. Die Kollegen holen uns am Flughafen ab, wir steigen in ein Auto, das schon auf uns wartet, und fahren ins Hotel. Aber wir müssen einen Besuch machen.«

»Was für einen Besuch?«

»Im Ministerium. Ich stelle dich vor.«

»Im Ministerium? Das ist jetzt ein Witz, oder?«

Wessing runzelte die Stirn, als denke er nicht über meine Frage nach, sondern als überlege er etwas anderes.

»Kein Witz«, sagte er. »In Afrika gehen solche Sachen nur im persönlichen Kontakt. Du musst dort aufkreuzen, deinen Diener machen, Hände schütteln. Dafür solltest du seriös aussehen, die Leute dort schätzen das.«

Er zog den Bauch ein, um seinen Gürtel zu entlasten, nahm das Portemonnaie aus der Hüfttasche seiner fleckigen Jeans und zählte zehn Fünfzig-Euro-Scheine ab. Reichte mir das Geld. Ich nahm den kleinen Stapel automatisch an.

»Vorschuss«, sagte Wessing. »Für den Fall, dass du gerade knapp bist. Wenn du was zum Anziehen kaufst, denk an die Schuhe. Die Schuhe sind am wichtigsten, die müssen teuer aussehen.«

»Ich muss mich noch impfen lassen«, fiel mir ein. »Und was ist mit einem Visum?«

»Brauchst du alles nicht. Malariatabletten haben wir tütenweise, alle Impfungen, die was nützen, gibt es dort ebenfalls. Serum gegen Schlangenbisse haben wir auch. Wir haben auch einen Arzt, der das Team versorgt, der wird eingeflogen, wenn es nötig ist.«

»Serum«, wiederholte ich. »Einen Arzt.«

Es wurde mir zu viel. In meinem Gehirn spulte sich inzwischen ein Film ab, einziger Zuschauer: ich selbst. Der Vorspann lief gerade, er zeigte mir den Satz: »Du willst also wirklich nach Gabun?« Dazu klassische Horormusik, Beethoven oder Wagner. Parallel zu dem Film, in dem Malariaplasmodien, Hakenwürmer und wimmelnde Ebolaviren in Großaufnahme gezeigt wurden, führte Wessings Stimme am Rand meines Bewusstseins weiter aus, weshalb in Gabun Visa auch am Flughafen oder gleich im Ministerium ausgestellt werden könnten, wenn man Vertrauen

in die Gäste setze. Das Wort »Vertrauen« wurde in meinem Film kurz als rotes Banner eingeblendet und verschwand.

Nach den Mikroben erschienen auf der Leinwand die Giftschlangen, vor allem die Schwarze Mamba, an die ich mich aus dem Studium erinnerte. Bis zu drei Meter lang, äußerst aggressiv und so dick wie ein Unterschenkel. Kann von Bäumen herunter angreifen, ihr Nervengift ist absolut tödlich, sogar für einen tonnenschweren Büffel. Wessing nannte derweil ein paar französische Namen von Regierungsvertretern, die ich sofort wieder vergaß, dann erschienen in meinem Film die Wildbienen, die ganze Dörfer entvölkern können, wenn sie schlecht auf die Bewohner zu sprechen sind, und als die Bienen davongesurrt waren, kamen Treiberameisen. Sie strömten aus allen Himmelsrichtungen auf mich zu, drei Schichten Ameisen hoch, und fraßen unterwegs, ohne ihr Tempo merklich zu verringern, die Büsche am Waldrand, das Gras vor meinen Füßen und die gesamte Ausrüstung auf, die ich vor meinem Zelt, einem schlappen Hundehüttenmodell, abgelegt hatte. Ich versuchte im Geist, an der Zeltstange hochzuklettern, und dachte noch, dass Feuer die wirksamste Waffe gegen sie war, weil Feuer das Einzige ist, was sie nicht fressen können. Gewaltsam riss ich mich schließlich aus meinem Film heraus, mit einem hilflos gefassten Vorsatz: Ich würde immer ein Feuerzeug einstecken haben.

Ich atmete schwer. Zu Wessing, der inzwischen verstummt war, entweder weil er fürs Erste genug mitgeteilt hatte oder weil er bemerkt hatte, dass ich nicht mehr zuhörte, sagte ich: »Ich brauche ein bisschen Zeit. Wenn das schon in drei Tagen sein soll.«

»Kein Problem. Ich sage Alina morgen Bescheid, dass du krank bist. Und übermorgen holst du deine Papiere und deinen Lohn ab. Dann besprechen wir alles Weitere. Ach ja: Verkauf deine alte Kiste. Schlaf dafür noch zwei Nächte im Hotel, da kannst du wenigstens duschen.«

An den nächsten beiden Tagen hatte ich zu tun. Meine persönlichen Besitztümer, soweit sie nicht in den Subaru gepasst hatten, waren vermutlich inzwischen durch den Reißwolf gegangen.

Denn Lea hatte mir in ihrer letzten SMS vor vierzehn Tagen, am Tag nach unserer Trennung, angekündigt, sie werde die Sachen vom Sperrmüll abholen lassen, wenn ich nicht binnen vierundzwanzig Stunden käme und sie davon befreite. Bei der Gelegenheit wolle sie auch ihren Hausschlüssel zurückhaben, sonst werde sie das Schloss auswechseln lassen. Damals noch im Stadium bitteren Gekränktheits dachte ich nicht daran, brav aufzukreuzen und meine Wäsche, meine Pullover und was immer ich ein halbes Jahr zuvor in Leas schicke Drei-Zimmer-Wohnung in der Bleibtreustraße transportiert hatte, wieder abzuholen. Das bedeutete, ich besaß bloß ein paar T-Shirts, zwei alte Jeans und ein paar rasch zusammengekaufte Unterhosen von Tchibo. Und meinen Memorystick, den ich am Schlüsselbund trug, auf dem meine Doktorarbeit, mein übriges geistiges Leben in Datenform und ein paar Fotos aus glücklicheren Tagen gespeichert waren.

Während ich am Kurfürstendamm an den Schaufensterauslagen vorbeiging, um mich inspirieren zu lassen, dachte ich an Lea. Ich dachte überhaupt oft an sie. Meistens sah ich ihr vor Zorn flammendes Gesicht vor mir, ein Gesicht voll unbeirrbarer Selbstgerechtigkeit, das aus dem Vorhang ihrer Schneewittchenhaare herausleuchtete. Ich liebte sie, wenn sie zornig war. Liebte die Hitze, die Wut, mit der sie auf mich losging. Nichts davon war mir eigen. Bloß eine Portion Ironie brachte ich zustande, etwas passiven Widerstand, das reichte aber schon, um Lea in Fahrt zu bringen. Vielleicht hätte ich an unserem letzten gemeinsamen Tag nicht sagen sollen, ich wäre kein Zuchthengst, und vielleicht auch nicht, dass Kinder einem den Alltag schwer machten, die Erotik versauten, von der Karriere ganz zu schweigen, weil sie die egoistischsten Lebewesen wären, die es gäbe. Ich wüsste das, ich wäre auch mal eins gewesen.

»Und das bist du immer noch!«, hatte Lea mich angeschrien. Dann, zu schrecklich irritierender Ruhe wechselnd: »Ich will dich hier nicht mehr sehen. Ich werde dich nicht weiter durchziehen. Ich such mir einen Erwachsenen. Raus.«

Das war mein Abgang gewesen. Nicht dass sie unrecht gehabt hätte. Aber ich war nur ehrlich gewesen. Ich dachte, ehrlich zu

sein wäre ein Geschenk für unsere Beziehung, ich hatte in Ehrlichkeit einen Wert gesehen. Einen Wert, den Lea auch hätte schätzen können. Werte können sich ja wandeln. Aber das tat sie nicht, sie schätzte meine Ehrlichkeit nicht im Geringsten. Nun hatte ich sie ständig im Ohr. Ich verließ den Kurfürstendamm und suchte eine Gegend auf, die besser zu meiner Barschaft passte. Als ich im Kaufhof eine Hose anprobierte, meinte die Verkäuferin:

»Die können Sie prima tragen. Sie sind ja sehr schlank. Vielleicht einen Sakko dazu, der die Schultern etwas breiter macht?«

Ich schaute die Verkäuferin an. Sie war groß und blond. Lea in meinem Kopf sagte: »Du siehst bescheuert darin aus. Wie ein verkrachter Biologiestudent.«

Ich kaufte die Hose nicht. Im nächsten Geschäft ertappte ich mich wieder dabei, Sachen auszusuchen, die Lea gefallen hätten, aber ich fand nichts, was sie akzeptiert hätte. Ich beschloss, am anderen Ende anzufangen, bei den Schuhen. Vorher rief ich Wessing an, mit meinem inzwischen wieder aufgeladenen Handy. Er hatte schließlich gesagt, auf die Schuhe komme es an. Außerdem wollte ich mich vergewissern, ob alles noch wahr wäre. Die ganze Geschichte mit Afrika, dem Job, Gabun. Ich hatte plötzlich das Gefühl, es wäre nur eine große Blase, die platzen könnte, wenn ich daran rührte.

Lea. Sie saß noch immer in meinem Kopf. Zuständig für das Platzenlassen von Blasen.

»Gustav? Ich bin's, Bernd. Wie war das noch mit den Schuhen? Wie sollten die aussehen, so ›Business‹, oder wie?«

Wessings Stimme drang blechern aus dem Handy, vom Lärm des Schrottplatzes umgeben, vermutlich wuchtete der Bagger hinter ihm gerade schwere Teile in den Container. Es rumste ein paarmal, ehe er antworten konnte. Business, das wäre in Ordnung, meinte er.

»Sag der Verkäuferin, du möchtest sie fürs Büro.«

»Und du bist sicher, ich brauche nichts weiter als nur Klammotten? Keine besonderen Sachen, tropentaugliche Hemden, Sonnenöl mit Schutzfaktor hundert?«

Wessing lachte in das Geräusch des hinunterfallenden Schrotts hinein.

»Keine Sorge. Eine Zahnbürste, wenn es dich beruhigt. Wir rüsten dich dort vollständig aus.«

Das half. Nach dem Anruf bei Wessing trat Lea in meinem Bewusstsein einen Schritt zurück, und ich kaufte ein Paar bieder aussehende Lloyds-Schuhe, rahmengenäht, zum Sonderpreis. Anschließend noch zwei leichte Baumwollhosen und zwei Hemden, ohne dass Lea etwas dagegen einwandte.

Anschließend ging ich in den Zoo. Vielleicht um mich einzustimmen, ich tat es, ohne nachzudenken. In Krisen, und so musste man diese Situation wohl nennen, misstraute ich aus leidvoller Erfahrung meinem logischen Denken. Mein Gehirn verspulte sich sonst in Grübelschleifen, ich kam vom einen zum anderen, aber zu keinem Entschluss. Vielleicht eine Neigung zur Dissoziation aufgrund einer traumatischen Kindheit unter der Fuchtel meiner streitsüchtigen Eltern. Wie oft hatte ich als Kind meinen Turnbeutel oder meine Schulbrote vergessen. Eine meiner späteren Vermeidungsstrategien als Student war die Beschäftigung mit philosophischen Texten gewesen, die ich mir aus dem Internet zusammensuchte, wobei ich wechselnden Erkenntnissen ausgesetzt war. Der rote Faden bei dieser Suche war nicht irgendeine Systematik gewesen, sondern mein Bedürfnis, das eine durch das andere in Frage zu stellen, bei Philosophie ging das am besten. Es machte mich zufrieden, dass nichts im Denken Bestand zu haben schien, dass es sich am Ende um eine Reise in den Nebel handelte, bei der man nur entscheiden konnte, irgendwo für eine Weile innezuhalten. Eine Umkehr war nicht möglich. Selbst wenn man versuchte, im Kreis zu gehen. Irgendwo hatte ich gelesen, vielleicht bei Wittgenstein, dass Logik ständig der Gefahr unterliege, sich selbst zu erklären, und ich fand das in meinem eigenen Denken auf faszinierende Weise bestätigt. Nicht zu viel nachdenken über das Denken.

Ich ging ins Tropenhaus, vielleicht tat ich es, um mir die Temperatur und die Luftfeuchtigkeit in Afrika vorstellen zu können, oder vielleicht, weil ich mich an die freundlichen japanischen Kois in der Eingangshalle erinnerte, die sich von jedem streicheln ließen und einem dabei die Finger abküssten. Das Becken war

leider leer, die Kois nicht mehr da. Vielleicht hatten respektlose Zeitgenossen die Tiere mitgenommen und verspeist, schließlich hungerten immer mehr Bürger. Die Stütze war auch viel zu knapp, um teuren Fisch zu kaufen, obwohl Fisch als sehr gesund gilt. Die armen Kois. Zu zutraulich gewesen. Nicht ratsam, jedem die Finger abzuküssen in einer Stadt wie Berlin.

Ich betrat die von zwei Palmen flankierte Halle durch eine schwere Glastür. Als sie sich hinter mir schloss, fand ich die Temperatur erträglich, es war genauso heiß wie draußen auf der Straße, nur etwas feuchter. Viel feuchter, stellte ich fest, als sich große Flecke unter meinen Achseln gebildet hatten.

Ich schlenderte unter Gummibäumen und mir unbekanntem Palmenarten hindurch. Knorrige Äste streckten sich mir entgegen, harte, wie poliert aussehende Blätter wuchsen daran. Vitale Pflanzen, die bereit waren für besondere Herausforderungen, für den Anprall der Sonnenstrahlung in den Tropen, das unerbittliche Ringen um Licht im Dämmer des Dschungels. Ein paar Heimchen piepsten im Hintergrund. Ein klein wenig Abenteuerlust begann in mir zu keimen. Ein Riesenfarn, so groß wie ein Sonnenschirm im Straßencafé, breitete seine Wedel aus, ich schritt darunter hindurch. Auf der Beschreibung stand allerdings »Karibik«, also würde ich dem nicht begegnen. Dafür erinnerte ich mich jetzt zunehmend an Sachverhalte, über die ich etwas im Studium gelesen hatte. Mein Gedächtnis kann eine Menge speichern, nur die Verfügbarkeit ist ein wenig eingeschränkt; manchmal komme ich mir beim Nachdenken vor wie jemand, der am Gepäckband im Flughafen steht und auf seinen Koffer wartet. Aber jetzt fiel mir eine Menge ein.

Dass die Habitate in der Äquatorialregion eine Unzahl von Insektenarten beherbergen, zum Beispiel. Sie haben ideale Bedingungen, keinen Winter, die Lebenszyklen werden nicht von Kälte bedroht, Fortpflanzung ohne klimatische Hindernisse. Das Hamsterrad der Natur läuft für Kerbtiere in den Tropen ohne Pause. Sie produzieren eine enorme Biomasse, die Wirbeltiere könnten blass vor Neid werden. Und ein Viertel davon bringen allein die Ameisen auf. Indem sie raffiniert organisierte Staaten entwickeln, von denen andere Ameisenvölker durch Raub und

Überfälle als Schmarotzer leben und sich entführte Ameisen als Sklaven halten, die für sie arbeiten müssen.

Die Pilze züchtenden Blattschneiderameisen fielen mir ein, die den Tropenreisenden früher so gut gefallen hatten, weil sie brav in einer Reihe hintereinander ihre Blattstückchen über dem Kopf trugen und sich dabei exakt so benahmen wie die halb nackten schwarzen Boys auf Safari, die ich als Bub im Zigarettenalbum meines Großvaters bewundert hatte. Ein paar Bilder hatten in dem Album leider gefehlt, waren schon herausgerissen worden. Aber an einige der verbliebenen konnte ich mich ganz gut erinnern. Es gab eine Kakaopflanze in Südwestafrika mit einem berittenen Aufseher davor, der einen Tropenhelm trug, man sah steif dastehende Pygmäen neben Stapeln von Elefantenstoßzähnen, spitzbrüstige Frauen mit schlanken Hälsen und vorgewölbtem Bauch, die Arme voller Metallreifen. Einen abweisend blickenden Massai mit Speer und Schild. Das Album war längst weg, vermutlich auf dem Sperrmüll gelandet, wie die anderen Sachen von Opa. Als er gestorben war, hatte meine Mutter darüber gejammert, dass das Haus voller Gerümpel gewesen wäre, danach darüber, dass man in Mecklenburg kein Haus verkaufen könne, man müsse es wohl verschenken. Ich ließ das zugehörige Gedankengepäck auf dem Band weiterkreisen und wandte mich dem nächstgelegenen Terrarium zu.

Darin befand sich ein grüner Klumpen vom Format eines Tagesrucksacks. Er hing von einem Ast herunter. Der Klumpen waberte, als würde er schmelzen, grüne Tröpfchen fielen herab. Als ich mich vorbeugte, erkannte ich eine Unmenge Beinchen, Flügel und Fühler. Der Klumpen bestand aus frisch geschlüpften Stabheuschrecken, und er führte eine langsam rotierende Bewegung aus, die dadurch zustande kam, dass die kleinen Stabheuschrecken versuchten, an etwas Fressbares heranzukommen, und ständig feststellten, dass sie sich nicht gegenseitig fressen konnten. Immer wieder fielen ein paar Dutzend herunter, das war das, was ich für Tropfen gehalten hatte. Kein einziges Blatt befand sich mehr im Terrarium, nur noch blank geputzte Äste, die aussahen, als habe man sie in ein Sandstrahlgebläse gehalten. Ich überlegte, wie groß und wie schwer der Klumpen werden würde, wenn

die Heuschrecken ihre endgültige Größe von acht Zentimetern erreicht hätten. Als überschlagenes Ergebnis kam heraus, dass man einen eigenen Saal im Museum dafür hätte ausrüsten müssen.

Beeindruckt flanierte ich weiter an den Terrarien vorbei. blieb stehen, um einer Rote Raubkäfer zuzusehen. Sie schubsten sich gegenseitig weg von kleinen Fleischstücken, an denen sie mit ihren metallisch glänzenden Zangen rissen, ihre Panzer klackten gegeneinander wie kleine schwarze Billardkugeln. Wurde einer umgeworfen, drehte er sich geschickt wie ein Judokämpfer wieder herum und ging dem anderen an die Beine. Sie schafften es, das Fleisch aufzufressen, noch während sie sich darum prügeln. Aus einem anderen Glaskäfig starrte ein »Wandelndes Blatt« mit leeren Facettenaugen heraus wie ein böser Geist, perfekt getarnt, und schaukelte langsam hin und her. Das Schaukeln beschwor einen nicht vorhandenen Wind – vielleicht versuchte die Heuschrecke auch, einen möglichen Gegner mit ihrer Horrormaske zu hypnotisieren.

Nachdem ich mich von dem »Wandelnden Blatt« abgewandt hatte, machte ich einen Fehler. Ich schlenderte in die Schlangenabteilung hinüber. Sie befand sich im angrenzenden Raum, ich dachte mir nichts dabei. Vage erinnerte ich mich daran, dass die Anakondas in Südamerika lebten, die zuständige Riesenschlange der Alten Welt war der Python. Sie hatten auch einen da. Ich trat näher, sah, dass der Python, wie bei Riesenschlangen üblich, bewegungslos nach Art eines zusammengerollten Gartenschlauchs in einer Ecke seines Abteils lag und energiesparend schlief. Nicht aufregend, entschied ich und wandte mich ab.

Ich passierte noch ein paar Terrarien, in denen man sich bewegungslos verharrende Reptilien hätte ansehen können, dazu hatte ich aber keine Lust. Ich wollte die Abteilung schon verlassen, da wurde ich auf das Schild eines kleinen Terrariums aufmerksam: »Gabunviper« stand dort. Aha, dachte ich, Gabun! Ich näherte mein Gesicht der Scheibe. Nichts drin. Ich schaute auf das Schild. Dort stand: »Verbreitung im tropischen Afrika«. Eine Karte der Erdhalbkugel zeigte einen großen roten Fleck mitten auf dem afrikanischen Kontinent. Daneben ein verblasstes Foto. Darauf sah man den dreieckigen Kopf einer Viper, eine dünne schwarze

Linie zog sich durch das lidlose Auge. »Bis zu zwei Meter lang«, las ich und: »Die schwerste Giftschlange der Welt mit den längsten Giftzähnen: fünf Zentimeter«. Das Terrarium war aber nicht größer als höchstens einen Meter. Nur weißer Sand darin, ein flacher Stein lag noch da und ein dürrer Knüppel. Wo war die Gabunviper?

Ich suchte die gewellte Sandfläche ab, Zentimeter für Zentimeter, dann sah ich sie. Sie hatte mich die ganze Zeit durch die dicke Glasscheibe hindurch angestarrt, ihre Augen ragten nebeneinander aus dem Sand wie zwei verlorene Glasperlen. Das Vieh hatte sich komplett eingegraben. Danach verzichtete ich auf einen Besuch bei den Krokodilen und verließ das Reptilienhaus. Ich würde gute, sehr gute Stiefel brauchen.

Am nächsten Tag ging ich wie geplant meine Papiere holen. Das Büro bei Klemm war abgedunkelt, die Rollläden halb heruntergelassen. Alina saß vor dem PC, die langen blonden Haare hatte sie hochgesteckt, sie war geschminkt wie zum Ausgehen, ihre Lippen hatten einen feuchten Schimmer. Sie starrte konzentriert auf den Bildschirm, in ihrem Gesicht wetterleuchteten die Bilder und Nachrichten der gerade angesagten Chatseite.

»Morgen, Alina.«

Alina tippte statt einer Antwort ein paar Buchstaben ein, knappe Sätze. Keine Denkpausen. Fortgeschrittene Bekanntschaft, dachte ich.

»Morgen, Bernd. Du holst deine Sachen«, stellte Alina mit Verzögerung fest, ohne die Augen vom Bildschirm zu nehmen. Ihr eingefrorenes Lächeln galt nicht mir, sondern dem virtuellen Gesprächspartner, auf dessen Antwort sie gerade wartete, ihre Finger schwebten raubvogelhaft über der Tastatur, als wollte sie die Buchstaben nicht entkommen lassen.

»Ja«, antwortete ich, ebenfalls kurz bleibend.

Ich hatte gehofft, sie würde mein neues Outfit bemerken. Ich trug ein frisches weißes T-Shirt über meiner neuen sandfarbenen Markenjeans und hatte mir mein leichtes beiges Baumwollsakko – tropentauglich – über die Schulter geworfen. Ich fand, ich sah ein bisschen aus wie Leonardo DiCaprio. Ein bisschen.

»Deine Sachen«, Alina tippte, »liegen hier auf dem Tisch.«

Sie klopfte auf eine Klarsichthülle neben der Tastatur. Mit der anderen Hand schlug sie sich auf die Lippen und lachte leise. Über eine geistreiche Antwort des virtuellen Liebhabers vermutlich.

»Ja. Okay«, sagte ich. »Also, tschüss dann.«

»Tschü-üss.«

Alina winkte mir zu, während sie weiter den Bildschirm anschmachtete, als habe der Computer sie gefragt, ob sie ihn heiraten wolle. Vielleicht kann man Computer küssen, und sie verwandeln sich dann in irgendwas. Die Kois fielen mir ein. Hatten am Ende zu viel geküsst. Alinas Winken geriet zu einem Wedeln, sie wedelte mich raus. Wie eine lästige Fliege, dachte ich und war empört. Aus der Empörung schöpfte ich Kraft, ich verharrte in der Drehung.

»Sag mal Alina, also Wessing ...«

»Ja?« Alina tippte wieder, die Zunge gegen die Oberlippe gepresst.

»Wie lange ist Wessing eigentlich schon bei euch?«

Alina tippte, das Licht des Bildschirms füllte ihre Augen, als wären es hellblaue Leuchtkörper. Meine Frage wurde angeklickt, weggeführt und hinten in ihrem Gehirn geparkt, weil gerade Sprachzentrum, Motorik und sexuelle Bedürfnisse Alinas gesamte Energie benötigten.

»Alina«, blieb ich dran. »Wie lange ist Gustav schon bei euch.«

Alina nahm ihren Blick vom Bildschirm, sah mich zum ersten Mal an. Ihr Gesichtsausdruck erinnerte an jemanden, dem gerade die U-Bahn vor der Nase weggefahren ist.

»Wessing?«, fragte sie verständnislos.

Das sexuelle Programm. Lief weiter, noch nicht ausgeschaltet. Das älteste und das zäheste.

»Ja, Wessing. Wie lange ist der schon bei Klemm?«

Alina schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Seit ich hier arbeite, also zwei Jahre, war er zweimal da.«

»Was heißt zweimal da?«

Alina runzelte die Stirn. Der Endorphinspiegel sank.

»Der kommt immer mal für ein paar Wochen, glaube ich. Hilft hier aus.«

»Ist der nicht angestellt?«

»Nein, das geht so. Ist abgesprochen.« Ihre Pupillen wurden klein. »Wieso willst du das denn wissen?« Entzug von Endorphinen. Das älteste Programm der Wirbeltiere bremste das Zentralnervensystem.

»Nur so, Neugier. Also, tschüss dann.«

Alina saugte sich aufs Neue am Bildschirm fest, ihre Augen wurden wieder groß und himmelblau.

»Tschüss, Bernd, mach's gut. Hast 'n neues Sakko, toll!«

Ich verzichtete auf einen Kommentar. Schloss die Tür von Klemms Büro hinter mir und wanderte an den Schrotthügeln vorbei, zum letzten Mal, dachte ich. Wahrscheinlich hätte ich mich in einen der versifften Kühlschränke verbissen und Monate umsonst hier gearbeitet, wenn ich gewusst hätte, was auf mich zukam.

Als Nächstes setzte ich Wessings Empfehlung um, meinen Subaru zu verkaufen. Ich fuhr zu einem der Billighändler auf der Platte Richtung Wannsee, die einem »Bargeld für Auto« versprochen. An zweien fuhr ich vorbei, sie hatten um diese Zeit, es war später Vormittag, noch nicht auf. Beim dritten stand das Tor offen. Auf dem Hof verrostete eine deprimierende Sammlung von ausrangierten Autos, die Preise mit Rasierschaum auf die Scheiben gemalt. Ich wollte es hinter mich bringen, fuhr auf das Gelände und ging ins Büro, dabei musste ich an einem Pitbullmischling vorbei, der sofort aufsprang und mir einen eisigen Blick zuwarf, ohne einen Ton von sich zu geben, zum Glück war er an einer Kette festgemacht. Im Büro saß ein dunkler Typ mit Dreadlocks vor dem PC. Er speicherte widerstrebend sein Spiel und folgte mir nach draußen. Warf einen Blick auf mein Auto und teilte mir mit, dass der Fahrzeugwert hauptsächlich darin zu sehen wäre, dass noch zwei Monate TÜV drauf waren. Ich ersticke die Beschimpfung meines Subaru, zu der er gleich ansetzen würde, im Keim. Nach allem, was wir miteinander geteilt hatten, hatte ich den Wagen ins Herz geschlossen und wollte nicht, dass ein Fremder sich abfällig über ihn äußerte.

Ich stellte die Killerfrage: »Wie viel?«

Ohne zu handeln – den Spaß gönnte ich dem Kerl nicht, steckte ich die vierhundert Euro ein, die er aus einer Geldtasche herausfingerte, und gab ihm die Papiere und den Fahrzeugbrief. Nahm meine Tasche (gestern gekauft, Segeltuch, schicke Lederappliken) mit den neu erworbenen Klamotten darin vom Rücksitz und verließ den Hof. Den Händlergehilfen mit dem Autoschlüssel in der Hand ließ ich stehen, den Pitbull ebenfalls. Ich habe ein sentimentales Verhältnis zu gewissen Dingen. Zu Gebrauchtem, Benutztem, was meine Spuren trägt. Mein Subaru, stellte ich mir vor, während ich zur S-Bahn-Station trottete, würde bald eine Reise antreten, ostwärts, in ein Land ohne TÜV. Ich wünschte ihm, dass zukünftig eine Familie in ihm fuhr. Wenigstens mein Auto sollte die Familienfrage positiv beantworten können. Es sollte noch lange auf den Straßen entlangrumpeln dürfen, so lange, bis keiner mehr Lust haben würde, an ihm herumzuschweißen.

Mit meiner Barschaft ausgestattet, konnte ich die letzte Nacht im Hotel verbringen. Ich stieg am Savignyplatz aus und schlenderte durch Charlottenburg. Nicht um Lea zu sehen, nein. Ich hielt mich ein ganzes Stück entfernt von ihrem Hotel, auch die Bleibtreustraße mied ich. Ich trieb mich lediglich ein wenig in der Gegend herum, vielleicht traf ich sie zufällig auf der Straße, warum auch nicht? Hey, das ist ja ein Zufall, würde ich sagen, an meinem letzten Tag in Berlin! Weißt du, wo ich morgen nämlich hinfliege? Nach Gabun! Ich hab ein tolles Angebot bekommen, als Biologe in einem Wildpark, wir arbeiten direkt mit der Regierung zusammen, unter anderem für Greenpeace und GEO. Lass uns einen Kaffee trinken, ich erzähl's dir. Na ja.

Vor einem Antiquariat in der Knesebeckstraße blieb ich stehen. Mir war eingefallen, dass ich was zu lesen brauchen würde. Keine Philosophie, was Unterhaltsames. Für die halbe Stunde vor dem Einschlafen, für die Siesta. In heißen Ländern, wusste ich, zog man sich gern am Nachmittag eine Stunde zurück, um abends dafür länger aufbleiben zu können. Und in diesem Wildpark würde ich sicher eine gemütliche Hütte haben, ein Bett darin mit Moskitonetz, auf dem würde ich liegen und lesen, während

der Siesta oder vor dem Einschlafen, und würde dem Zirpen der Zikaden zuhören unter dem Himmel Afrikas.

Ich betrat den Laden und fragte den Besitzer – den ich lesend antraf, was mich rührte; bei so vielen Büchern noch immer nicht genug gekriegt vom Lesen! –, ob er ein Buch über Afrika habe. Ein englisches Buch, ergänzte ich, weil mir eingefallen war, dass mein an sich passables Englisch, das längere Zeit ungesprochen geblieben war, eine Politur vertragen konnte. Der Antiquar legte sein Buch weg und sah mich zwei Sekunden lang mit einem verloren wirkenden Blick an, weilte vielleicht noch in der gerade gelesenen Geschichte.

»Warten Sie mal«, sagte er dann.

Er verschwand in einer der Bücherschluchten. Während ich auf seine Rückkehr wartete, hatte ich Zeit, mir Gründe dafür ausdenken, weshalb ein Antiquar lesend in seinem Geschäft sitzt. Zum Beispiel weil niemand kommt und etwas kaufen will, außer jetzt gerade. Der Antiquar kam mit einem kleinen Taschenbuch zurück und legte es vor mich auf den Tisch.

»Herz der Finsternis«, sagte er. »Von Joseph Conrad. Auf Englisch, eine Penguin-Ausgabe, gut erhalten. ›Heart of Darkness« also, in diesem Fall. Ein Euro.«

Ich nahm das abgestoßene Buch in die Hand. Ein Euro, das schien mir gut angelegt. Von dem Buch hatte ich gehört. Weil ich nett zu dem Antiquar sein wollte, die Vermutung schlecht gehender Geschäfte noch im Sinn, fragte ich ihn, worum es in dem Buch denn gehe, während ich einen Euro aus meiner Börse holte und ihn auf den Tisch legte. Gutes Geld für gutes Buch, ein blanker Taler für das Herz der Finsternis. Der Mann, Nickelbrille, Glatze – das Antiquariat hieß »Biber«, und ich stellte ihn mir eine Sekunde lang als bücherfressenden Nager vor, das klappte auch, er hatte so eine Statur –, der Mann also sagte mit einem Lächeln, das ganz normale Vorderzähne bloßlegte:

»Es geht darum, dass man nie wissen kann, was in einem steckt.«

»Bevor man es probiert hat, oder?«, ergänzte ich höflich.

»Genau. Darum geht es.«

Die Brille des Mannes glitzerte. Nicht zu entscheiden, ob über-

heblig oder freundlich, seine Augen blieben hinter dem Glitzern verborgen. Fische in zugefrorenen Tümpeln. Ich steckte das Buch in meine Reisetasche und verließ den Laden.

Eine Viertelstunde später nahm ich mir ein Zimmer im »Odeon«, einem der billigeren Hotels in der Gegend. Ich stieg in den verspiegelten Aufzug, dort nahm ich keinen Blickkontakt zu mir auf, ich hatte mir nichts mitzuteilen. Bei Begegnungen in Aufzügen ist Schweigen angesagt, man schaut auch besser nicht in den Spiegel, das Licht kommt von oben, und das ist sehr unvorteilhaft. Man sieht bescheuert darin aus. Im Zimmer stellte ich meine Tasche auf das dafür vorgesehene verkratzte Resopaltischchen. Sah mich in dem winzigen Raum um.

Auf Reisen, dachte ich. So ist das, wenn man aufbricht. Risse in den Tapeten, es roch nach Neutralreiniger und ein bisschen nach Schimmel. Auf dem gemachten Bett lag eine winzige Schokoladentafel, wie zum Hohn. Und wieder ein Spiegel, diesmal sah ich rein, machte eine Grimasse. Bernd Jesper, für längere Zeit nicht in Berlin, unbestätigten Meldungen zufolge nach Afrika abgereist. Anschließend probierte ich: Verkrachter Student bei dubiosen Projekt in Gabun ums Leben gekommen, die Landesbehörden ermitteln. Und: Berliner Biologe übernimmt nach kurzer Einarbeitungszeit naturnahe Edellodge in Afrika. Interessiert keinen, entschied ich.

Ich zog mich aus und suchte die Duschkabine auf. Unter der Brause überlegte ich, was noch getan werden müsse. Meine Eltern anrufen, nacheinander, wen zuerst, ließ ich offen. Wasser lief über mein Gesicht, ich drehte den Kopf in den Nacken, ließ es über meine Haare strömen, stellte mir meinen Vater am Telefon vor, wie er das ihm mögliche Interesse aufzubringen versuchte und nacheinander die abkürzenden Kernfragen stellte: Was machst du gerade, wie weit ist deine Promotion, und Lea, wie geht's ihr? So viel Aufmerksamkeit würde er investieren, um mir anschließend eine halbe Stunde lang vorzujammern, was alles gerade schief lief in seinem Leben und wer dafür verantwortlich war. Damit würden wir das restliche Telefonat zubringen.

Meine Mutter würde erst gar keinen Interessensbonus einrichten und gleich mit Vorwürfen anfangen. Erstens, warum ich

mich monatelang nicht gemeldet hätte, zweitens, wieso ich mein Studium nicht endlich fertigbekäme, drittens, was in drei Teufels Namen ich in Afrika wollte. Nach Lea würde sie sich gar nicht erst erkundigen, die beiden vertrugen sich nicht. Waren sich zu ähnlich, meine Mutter war der Ansicht, Lea tue mir nicht gut. Vielleicht hatte sie recht. Das Wasser glättete meine Haare wie einen nassen Helm, lief über meine Schultern, wo es sich in Perlen verwandelte, ohne eine einzige Frage an mich zu stellen. Es feite mich, je länger ich unter der warmen Dusche stand, desto mehr. Natürlich wollte ich auch Lea noch mal anrufen, ein allerletztes Mal. Mit gefasster Stimme zwei, drei ausgewählte Sätze auf ihre Mailbox sprechen: eine Auszeit nehmen, ein guter Job im Ausland, vieles eingesehen, hoffe auf ein Gespräch nach meiner Rückkehr. Ich stellte die Brause ab. Im gleichen Augenblick begriff ich, dass ich niemanden anrufen würde. Ich erkannte, dass ich wortlos gehen konnte, einfach verschwinden. Wie die Kois aus dem Aquarium, die niemanden mehr küssten.

Diese Idee kam mir, während ich mich abtrocknete, so attraktiv vor, dass ich mich anzog, mein ganzes Geld in die Tasche schob – zur Sicherheit – und mit nassen Haaren hinunter in die Hotelbar ging, in der kein Mensch saß. Das störte mich nicht, weil meine Gedanken noch auf der Spur der Wassertropfen waren, die mir erlaubt hatten, keine Erklärungen mehr abzugeben, einfach zu schweigen.

Die Wassertropfen manifestierten sich nach kurzer Wartezeit in Form eines schön gezapften Pils, das vor mich hingestellt wurde. Sie liefen, Kühle verheißend, an der Außenseite des Glases herunter, und sie hatten sich in eine wolkenweiße Schaumkrone obendrauf verwandelt. Feine Bläschen stiegen vom Boden des Glases nach oben, das Bier erschien mir wie ein kleiner Kosmos, eine einfache, physikalisch transparente Angelegenheit, deren Gesetzmäßigkeiten man problemlos studieren konnte, während man davorsaß. Ich trank das Glas aus. Das erste Bier nach dem Duschen hat was.

Beim zweiten Pils, das der schweigende Pakistani hinter dem Tresen mit einem rätselhaften Lächeln vor mich hinstellte, fiel mir ein, dass ich als Kind mal einen kleinen Teufel besessen hatte, der

in einer Limoflasche mit Hilfe der Bläschen nach oben steigen konnte. War er an der Oberfläche angelangt, perlten alle Bläschen von ihm ab, und er sank wieder nach unten, bis er wieder genug gesammelt hatte, um nach oben zu kommen, einen Mantel aus Silber um sich, als habe er die Taschen voller Geld, bloß um es wegzuworfen, wenn er oben angekommen war. So und nicht anders, dachte ich, würde mein Leben jetzt sein. Nach dem dritten Pils bezahlte ich und ging schlafen. Man solle mich um acht Uhr wecken, hinterließ ich an der Rezeption.